

Illustriertes Unterhaltungs Blatt

Bromberg, Sonntag, den 1. September.

O marit'ne meine Seele nicht.

O marit'ne meine Seele nicht,
Daß sie, so schweigsam still,
Selbst unter Deinem Sonnenkuss
Sich noch nicht öffnen will.

Die Liebe ist ein eigen Ding,
Kommt oft von ungefahr,
Und wer auf Bergeshöh'n sie sucht,
Dem schlummert sie im Meer.

O marit'ne meine Seele nicht,
Laß keimen, was still keimt,
Vielleicht, daß unter Regensstut
Sie Dir entgegenträumt.

Johanna Ambrosius.

Das Geheimnis von Szamba.

Novelle von B. Milár Gersdorff.

[Fortsetzung.]

[Nachdruck verboten.]

Saus um Haus, Straße um Straße verschwindet in den Fluten, und an zweitausend Menschen liegen unter Trümmerhaufen im kalten Wellengrabe. Die, welche ihr Leben retteten, sind über Nacht zu Bettlern geworden, denn so jählings brach das entfesselte Element herein, daß ihnen keine Zeit blieb, etwas zu bergen. Alle Städte, Dörfer und Güter der Umgebung sind von Jammermenschen überfüllt; groß ist die Not und Verzweiflung, groß aber auch das thatkräftige Mitleid. Millionen Herzen bewegt das Unglück von Szegedin, und an der Einlösung des Kaiserlichen Wortes: Szeged nem volt, hanem lesz (Szegedin war nicht, aber es wird sein) haben alle Völker Europas teil.

Zur Zeit der Katastrophe befand sich Oswald Reinecke in Pest. Er hatte die ihm angebotene Stellung als Zeitungskorrespondent angenommen und bald nach Klaras und Ljubizas Abreise Berlin ebenfalls verlassen, um zunächst nach Konstantinopel zu gehen, von wo er eine Reihe von Stimmungsberichten und Artikel verschiedener Art einsandte, die so fesselnd geschrieben waren und von einer so scharfen Beobachtungsgabe zeugten, daß seine Ausraggeber, entzückt von der frischen Kraft, die ihr Blatt gewonnen, ihn veranlaßten, auch von Athen, Kairo und anderen Städten aus für sie thätig zu sein.

Oswald, den ohnedies der Orient in hohem Grade interessierte, ging um so lieber darauf ein, als sich ihm durch diese Reise Zeit und Gelegenheit bot, reichliches Material für spätere wissenschaftliche Arbeiten zu sammeln, und

so befand er sich jetzt, nach fast neunmonatiger Abwesenheit, in sehr zufriedener und gehobener Stimmung auf dem Rückwege nach Berlin.

Klara hatte er nach jener letzten verheißungsvollen Unterredung nur noch einmal flüchtig gesprochen, doch war sie beim Abschied so herzlich gewesen, und ihre, allerdings nicht häufigen Briefe aus Ljubizas Heimat atmeten so viel Wärme und innige Zuneigung, daß er vertrauensvoll in die Zukunft blicken durfte. Groß war die Versuchung für ihn, jetzt, wo er sich auf ungarischem Boden bewegte, die Geliebte durch einen Besuch zu überraschen, aber er bezwang sich; es dünkte ihm unritterlich, das vereinbarte Trennungsjahr eigenmächtig abzukürzen; in wenigen Monaten war es doch zu Ende — dann stand ihrem Verlöbniß und hoffentlich auch einer baldigen Hochzeit nichts mehr im Wege.

Als die Kunde von den Szegediner Ereignissen Oswald in Pest ereilte, entschloß er sich sofort, die unglückliche Stadt zu besuchen, und schon die nächste Stunde führte ihn auf Dampfesflügeln nach dem Schauplatz der Katastrophe.

Tief erschüttert nahm er viele Stunden lang die schreckensvollen Bilder der immer noch fortschreitenden Zerstörung in sich auf, und erst als abendliche Dämmerung eintrat, er vor Erschöpfung kaum mehr gehen und stehen konnte,kehrte er der Unglücksstätte den Rücken.

Er wanderte nach dem Bahnhof, wo er sich indessen in der Hoffnung, den Abendzug nach Pest benutzen zu können, getäuscht fand, und saß nun ziemlich ratlos in dem überfüllten Wartesaal, vor Müdigkeit jeden Augenblick im Begriff einzunicken.



Wilde Rosen. Nach dem Gemälde von C. Kiesel.

Plötzlich trat ein einfach gekleideter Mann mit gutmütigem, ausgeprägt jüdischem Gesicht auf ihn zu mit der Frage: „Hat der Herr schon ein Nachtquartier?“

Oswald starrte halb im Schlaf auf den Fragenden, der zungenfertig fortfuhr: „Ich habe gehört vorhin, daß der Herr ist gekommen zu spät zu dem letzten Zug nach Pest, und da der Herr doch nicht gut kann bleiben die ganze Nacht hier im Wartesaal und in der Stadt keine Kax kann finden ein Unterkommen . . .“

„So wollt Ihr mir ein Zimmer anbieten?“ unterbrach, seine Müdigkeit bekämpfend, Oswald den Redseligen.

„Wenn der Herr will nehmen vorlieb, so kann ich ihm geben für die Nacht ein Kammerl und ein Bett, wo er sich drauf ausstrecken und schlafen kann, und zwar sicher für Geld und Leben, wie in Abrahams Schoß. Aber der Herr muß sich sehr bald entschließen, denn in einer Viertelstunde geht mein Zug.“

„Wie weit haust Ihr denn von Szegedin?“

„Mit der Bahn fahren wir eppes ein kleines halbes Stündchen und an der Station steht mein Zeugl. Wenn der Herr nicht liegt in seinem Bett vor Mitternacht, werde ich ihm geben die zehn Gulden, die er mir soll geben für die ganze Fahrt und das Nachtlager dazu.“

Oswald mußte unwillkürlich über die geschickte Wendung, durch die er gleichzeitig den Preis der Expedition erfuhr, auflachen. „Zehn Gulden? Das scheint mir doch ziemlich teuer,“ glaubte er einwenden zu müssen.

Der Jude musterte Oswald einen Augenblick und entgegnete dann langsam mit einem Anflug von Spott: „Wenn der Herr hat ausgegeben das viele Geld, mit eigenen Augen zu sehen eine Stadt, die verwunden ist über Nacht, so wird er nicht schachern mit einem armen Juden, der die zehn Gulden doch nicht stecken will in seine Tasche. Oder glaubt der Herr“ — fuhr er, während es unter den dunkeln Brauen eigentümlich funkelte, leise und eindringlich fort — „daß ich in den Tagen, wo rinnen so viele Thränen, daß, wenn man sie sammelte, darin könnte verschwinden ein zweites Szegedin, kann der Herr glauben, daß ich machen will ein Geschäft?“ — Feierlich klang es, als er sagte: „Meine Gardo soll aufgehen in Rauch und in den besten Zeiten Gras vor meiner Thür wachsen, wenn Giau Wolf in den Tagen denkt an ein Profitchen!“ — Er drehte Oswald den Rücken und schien sich nicht weiter mit dem Fremden befassen zu wollen, der seine guten Regungen so verkaufte.

Diesen aber packte des Gardenbesizers eigentümliche Art, seinen Schmerz an den Tag zu legen; er sprang auf und rief ihm nach: „Herr Wolf, so warten Sie doch, ich komme ja mit!“

Wolf wandte nur den Kopf, indem er über die Schulter fragte: „Zehn Gulden?“

„Gewiß. Aber sagen Sie, kann ich von dort direkt nach Budapest weiterreisen?“

„Nein, der Herr muß erst nach Szegedin zurück.“

„Und wie früh läßt sich das machen?“

„Wenn der Herr will zeitig aufstehen, so kann er zum Siebenuhrzug an der Station sein.“

Oswald, damit zufrieden, folgte dem voranschreitenden Wolf auf den Perron hinaus. Es war eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft, mit der sie in das schlecht erleuchtete Rupee eingesperrt wurden. Die Männer saßen meistens stumpf vor sich hinbrütend da, in einer Ecke weinte eine junge Frau still in ihr Tuch hinein. Ueber das traurige Bild draußen breitete sich abendliches Dunkel, graue Nebel wogten über der Wasserfläche.

Oswald, im Bann der trüben Situation, schläfrig und abgespant, fand keine Neigung, sich mit dem ihm gegenüberliegenden Wirt in ein Gespräch einzulassen, trotz der wiederholten Versuche des letztern, ein solches in Gang zu bringen.

Nach einer halbständigen Fahrt, während der sich allmählich tiefe Nacht auf die Erde herabgejenkt, hielt der Zug. Oswald und der Jude bestiegen das am Bahnhof ihrer harrende offene Wägelchen und fort gingen auf holpriger Landstraße in die dicke Finsternis hinein.

Die Luft war rau und kalt, und Oswald, an Wolfs Seite sitzend, der selbst die Pferde lenkte, hüllte sich fröstelnd in seinen Reisemantel. Hier und dort auftauchende Lichter verrieten ihm, daß ihr Weg an einzelnen, zerstreut liegenden Gehöften vorbeiführte; der Wirt nannte auch dann und wann Namen, die indessen fremd an Oswalds Ohr klangen und sein Interesse nicht zu erregen vermochten.

Nachdem die Beiden eine Stunde etwa in scharfem Trab gefahren, vernahmten sie aus der Ferne Pferdegetrappel, das schnell näher kam, und gleich darauf jagte ein mit großen Laternen beleuchtetes, von Schimmeln gezogenes Gefährt wie der Blitz an ihnen vorüber. Oswald unterschied nur, daß die dahinfliehenden Tiere mit Kraft und Gewandtheit von einer Dame gelenkt wurden; die übrigen Insassen des Wagens, tief ver-

munnte Gestalten, waren nicht erkennbar. Das Gefährt war kaum vorbeigefahren, als sich Wolf zu seinem Nachbar hinüberbeugte und ihm geheimnisvoll ins Ohr flüsterte: „Das war sie.“

„Wer denn?“

„Ach so — ich vergesse, daß ich fahre einen Fremden — ich meine unsere junge Gutsherrin.“

„Die scheint nicht furchtsam zu sein,“ entgegnete Oswald, „in finsterner Nacht ein Paar so wilder Pferde zu lenken.“

Vom Gardenwirt ging ein eigentümlicher Zischlaut aus. „Da hat der Herr recht, die fürchtet den Teufel nicht, das liegt ihr so im Blut. Und dabei kann sie gut und sanft sein wie ein Kind. Soll mich wundern, wenn sie jetzt nicht wieder fährt nach Szegedin, zu holen neue Unglückliche. Das ganze Herrenhaus ist schon voll von Menschen, die von ihr verpflegt und verpflegt werden. Sie wird sich machen zur Bettlerin, wenn das noch so länger fortgeht, ich weiß, was Szambo tragen kann, was nicht.“

Oswald fuhr zusammen. „Szambo — Szambo, sagtet Ihr?“

„Ja, Herr, so heißt das Gut.“

„Und liegt hier in der Nähe?“

„Ein gutes Stündchen von hier — wir fahren ja dahin.“

„Nach Szambo, so gehöret Eure Schenke auch dazu?“

„Gewiß, Herr! Schon mein Großvater hat gewirtschaftet auf dem Grund und Boden der Radovanovits. Waren immer noble Herren — Gott hab sie selig — haben nie gedrückt die armen Pächtersleut.“

Szambo — Radovanovits! Kein Zweifel möglich! Ein merkwürdiges Spiel des Zufalls führte ihn nach Eubizas Besitztum, in die unmittelbare Nähe der Geliebten! Er wußte zwar, daß Szambo nicht allzuweit von Szegedin entfernt, da er indessen in seiner Müdigkeit nicht daran gedacht hatte, sich bei Giau Wolf nach der Richtung der abendlichen Fahrt zu erkundigen, so war er doch überrascht, sich nun gerade auf dem Wege zu befinden, den er ausdrücklich hatte vermeiden wollen. Ein von Freude und Unruhe gemischtes Gefühl überkam ihn, doch überlegte er sich, daß ja schon der nächste Morgen ihn auf der Weitersfahrt finden würde und er demnach nicht Gefahr laufe, durch eine zufällige Begegnung mit Klara in ein schiefes Licht zu geraten.

Eure junge Herrin war lange in der Fremde,“ wandte er sich nach längerem Schweigen wieder an seinen Wirt, „so weit ich weiß, ist sie erst vorigen Sommer zurückgekehrt.“

Nun war Giau Wolf an der Reihe, zu erlauten. „Wie, Herr, das wißt Ihr? Da kennt Ihr wohl gar unser gnädiges Fräulein?“

„Ich habe sie vor längerer Zeit in meiner Heimat, in Berlin, getroffen.“

„So, so? Nun ja, unser Fräulein ist ja viel herumgekommen in der Welt, da wird sie wohl gemacht haben manche Bekanntschaft.“

Oswald konnte sich nicht enthalten, zu fragen: „Ist sie nicht in Begleitung einer jungen fremden Dame hergekommen?“

„Ach, der Herr meint das schöne Fräulein mit dem Goldhaar und den Augen wie Bergkristalle?“ Das ist ein herziger Schatz und lieb und gut wie unsere Herrin.“

Oswalds Herz pochte vor Freude, aber er vermied es vorsichtiger Weise, Wolf gegenüber, ein näheres Interesse an Klara an den Tag zu legen. Dagegen schoß ihm der Gedanke durch den Kopf, daß er hier in Eubizas Heimat vielleicht irgendwelche Aufschlüsse über ihr rätselhaftes Weien erhalten könnte, das so manches Mal Gegenstand seiner Unterhaltung mit Klara gewesen, und er beschloß in einer unvorderstehlichen Anwendung von Neugier, Giau Wolf darüber thunlichst auszuforschen. „Sagt mir, Herr Wirt,“ begann er wieder, „hat es denn eigentlich mit Fräulein von Radovanovits eine besondere Bewandnis? Es ist doch auffallend, daß eine junge Dame von ihrem Stande so lange allein in der Fremde lebt und, wie es scheint, ohne jeden Anhang.“

„So weiß der Herr nicht, was das Unglück ist von der schönen Radovanovits?“ erwiderte der Jude mit einem Seufzer.

„Nein, aber Ihr macht mich neugierig. Wenn es kein Geheimnis ist, so laßt es mich erfahren.“

„Wie heißt Geheimnis? Ein Geheimnis, was pfeifen die Späßen auf den Dächern!“

„Nun, so sprecht!“

„Gott über der Welt! Das ist eine traurige Geschichte und nicht in zwei Worten zu erzählen. Aber wenn der Herr sich gedulden will, bis wir sind zu Hause, so werd ich wohl noch Zeit finden, zu berichten, was Giau Wolf von der Sache weiß.“

Er berührte mit der Peitsche leicht die ohnedies so wacker ausgreifenden Pferde. Nicht allzu lange mehr dauerte die Fahrt, es tauchten endlich Lichter aus dem Dunkel auf, und ein verworrenes Geräusch, schrille Töne der Fiedel und des Cymbals schlugen an Oswalds Ohr.

Musik — so spät noch — und in diesen Tagen der Not und der Trauer? Er glaubte sich getäuscht zu haben; als aber der Wagen mit einem Ruck anhielt, klangen ihm deutlich aus dem matt erleuchteten Erdgeschoß eines mächtig großen Hauses, dessen Umrisse in der Finsternis er nur undeutlich erkennen konnte, wilde, rauschende Zigeunerweisen entgegen. Zwei riesige Wolfshunde stürzten mit lautem Gebell auf die Ankömmlinge los, und aus der niederen Thür der Giarra trat, eine Laterne in der Hand, grüßend eine kleine, halb städtisch, halb bäuerlich gekleidete Frau, Frau Wolfs Gattin.

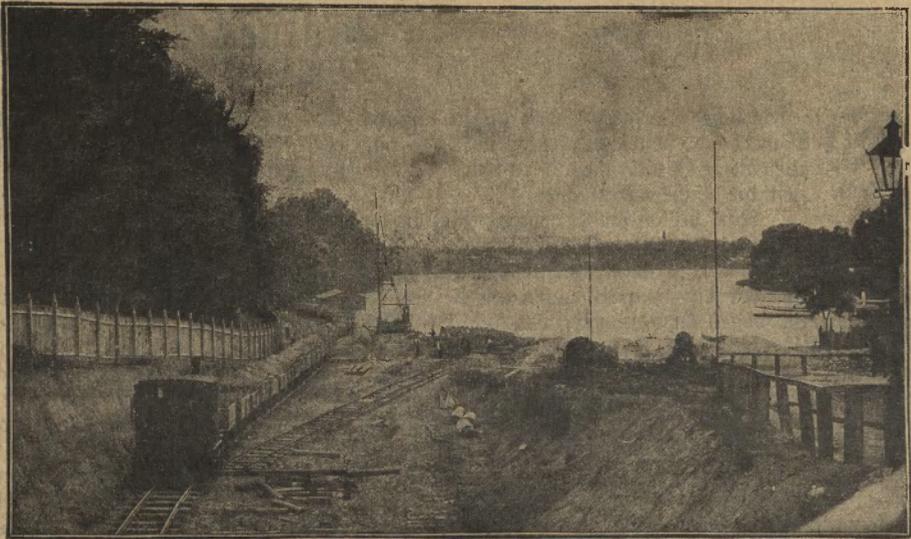
Oswald konnte kaum vom Wagen steigen, so lahm hatte ihn die lange Fahrt auf der schlechten Landstraße gemacht; endlich berührten seine Füße aber doch den lehmigen Boden, und er schickte sich an, von den Hunden eifrig beschnuppert, in die wenig einladende Gaststube zu treten, als die Frau, welche sich in einigen Worten schnell mit ihrem Manne verständigt, mit sanfter Stimme sprach: „Da drinnen wird es dem Herrn zu lärmend und zu qualmig sein; wenn der Herr mir nur folgen will, werde ich ihn gleich in das Zimmer führen, wo er schlafen soll.“

Sie ging um das Haus herum, und an der hinteren Seite desselben leuchtete sie Oswald eine schmale Holzstiege hinauf, die zu einem niederen, weißgetünchten Stübchen führte, offenbar für gewöhnlich der Schlafraum des jüdischen Ehepaares, nach zwei Betten zu urteilen, welche, nebeneinander stehend, den größten Platz einnahmen. Sie stellte die Laterne auf einen weißgeschauerten Tisch mit den Worten: „Hier mag der Herr es sich bequem machen und sich legen schlafen in eins von diesen Betten. Wenn ich sonst mit etwas dienen kann — der Herr hat vielleicht Hunger oder Durst?“

Oswald, der in der That fast den ganzen Tag über nichts zu sich genommen hatte, unterstützte diese Annahme aufs Lebhafteste und trug der Frau auf, das Beste zu bringen, was in Küche und Keller vorhanden. Als sie im Begriff war, sich zu entfernen, drang wieder das wilde Gefiedle aus der Schänkstube herauf, was Oswald zu der Bemerkung veranlaßte: „Da unten gehts ja recht lustig zu; die gute Laune scheint den Leuten doch nicht ganz abhanden gekommen zu sein.“

Die Frau zuckte mit den Achseln und sagte schwermütig lächelnd: „Ach, Herr, darüber dürstt Ihr Euch nicht wundern. Der Ungar greift in Freude und Schmerz nach seiner Geige; er ist im Stande, zu spielen an der Bahre der Liebsten seine Weisen, und wenn ihm dabei die Thränen in den Bart rinnen, wirds ihm leichter ums Herz. Ja, Herr, ein seltsam Volk, aber alles echt an ihm. So, nun will ich aber laufen, daß der Herr zu essen und zu trinken bekommt.“

Sie eilte geschäftig hinaus, und Oswald richtete sich, so gut als möglich, häuslich ein. Seinen Reisemantel legte er auf eins der Betten, den Revolver vor sich auf den Tisch; dann holte er sein Notizbuch hervor und versuchte die Erlebnisse des Tages in kurzen Worten zu fixieren; aber die von unten herauftörende Musik und der Gedanke an Tjubikas Geheimnis, das ihm Frau Wolf enthüllen wollte, ließen ihm nicht die nötige Sammlung. Er legte das Notizbuch beiseite und wollte sich eben in Erwartung der kommenden Dinge auf das Bett ausstrecken, als die Thür aufging und Frau Wolf hereintrat, in der einen Hand einen Krug Landwein, in der andern eine Schlüssel mit Brot,



Vom Bau des Teltow-Kanals bei Berlin (Partie bei Klein-Glienecke).

Wurst und Käse. „Mit andern kann ich dem Herrn leider nicht aufwarten,“ entschuldigte er sich, „Auswahl giebt es in diesen Tagen nicht, jeder ist halt froh, wenn er nur satt wird.“

Oswald machte sich ohne viel Umstände über Speise und Trank her, während der Wirt fortfuhr: „So, nun kann ich auch

noch ein Stündchen bleiben, um dem Herrn zu erzählen die Geschichte von den Radovanovits. Nicht jeder kann darüber so gut Auskunft geben wie Frau Wolf.“

„Das ist ja prächtig — also fangen Sie an, besser Herr Wirt, ich brenne vor Neugier!“ rief Oswald lebhaft, indem er sich ein derbes Stück Brod abschnitt.

„Will der Herr nicht die Güte haben, zu legen die Pistole hin, wo sie nicht von selber kann los gehen,“ bat der Jude mit einem scheuen Seitenblick auf Reineckes Revolver.

„Hier in meiner Giarra ist der Herr sicher wie in Abrahams Schoß.“

„Das glaube ich Euch gern, lieber Freund, es ist auch nur eine Gewohnheit, die ich auf der Reize angenommen habe, die schußfertige Waffe neben mein Bett zu legen.“

„Ach so! Ich dachte, der Herr meint, in der Gegend, wo ich geboren der große Rozsa Sandor, sei es nicht gehener.“

„Ei, sieh! Also hier ist dieser romantische Erzhalunke zur Welt gekommen? Das wußte ich gar nicht.“

Frau Wolf sah sich erschrocken um, als fürchte er, die Wände könnten Ohren haben. „O, Herr,“ sagte er ängstlich, „es ist gut, daß kein anderer Euch gehört als ich — der Erzhalunke hätte Euch schlecht bekommen können!“ — Fast salbungsvoll setzte er hinzu: „Die Mächtigen dieser Welt haben bestraft, was Rozsa Sandor Böses verbrochen hat, Gott im Himmel wird ihm lohnen, was er Gutes gethan.“

Oswald starrte den Sprecher mit offenem Munde an, dann lachte er laut auf. „Na, lassen wir Rozsa Sandor ruhen,“ rief er lustig, „der Teufel hat ihn ja doch schon geholt! Reden wir lieber von dem, was mich mehr interessiert — von der schönen Tjubika.“

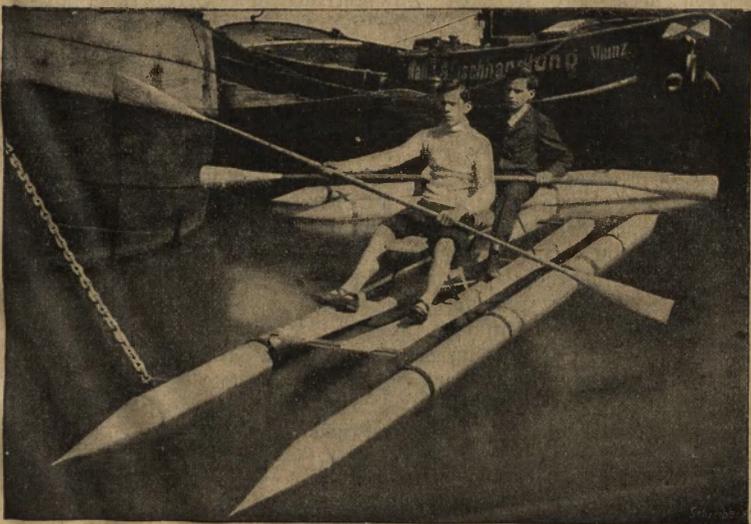
Ueber die feingeknickten Züge des Juden glitt ein ironisches Lächeln. „Das glaube ich schon, Herr, aber wenn ich soll erzählen die Geschichte der Radovanovits, muß ich noch mehr als einmal den Namen des großen Hauptmanns nennen.“

„Donnerwetter, das scheint ja ganz romantisch zu werden! Aber nun legen Sie endlich los, Verehrtester, meine Spannung ist aufs Höchste gestiegen! Hier setzen Sie sich auf den Stuhl da, und nehmen Sie eine meiner Cigarren; beim Rauchen erzählt es sich besser.“

[Fortsetzung folgt.]



Der Buren-General Beyers.



Das neue Wasserfahrzeug von Nikolaus Göbel in Mainz.

Goldene Hochzeit.

Novellette von Agnes Schoebel.

[Nachdruck verboten.]

Die feierliche Einsegnung des greisen Paares war vorüber. Man hatte sie etwas früh am Tage angefezt, weil die alten Leute es nicht mehr vertragen konnten, zu ungewohnter Zeit die Ruhe aufzusuchen.

Nun begab sich der ganze Zug in die Wohnung des Jubelpaares, voran die beiden Geseierten.

Er, immer noch stramm; niemand würde bemerkt haben, daß der Tod ihm vor ein paar Monaten auf die Schulter geklopft und gefragt hatte, ob es denn immer noch nicht Zeit sei. Nur war ihm die Gegenwart seit dem kleinen Schlaganfall etwas gleichgültig geworden. Sein Denken wurzelte mehr in der Vergangenheit. Und so streichelte er, Erinnerungen nachhängend, heimlich die Goldblumen in seinem Knopfloch, wie er vor 50 Jahren das Myrtensträußchen geliebt hatte, welches ihm von der Auserkorenen seines Herzens gereicht worden war.

Jetzt schritt sie neben ihm, etwas kleiner geworden, die Schultern nach vorn gebeugt vom Druck der Lebenslasten, ein wenig trippelnd — auf den erschöpften Füßen. Mit der Linken hielt sie den Arm des Gatten umfaßt, die Rechte trug steif und zierlich das abgegriffene Gesangbuch. Es war sorgfältig in ein feines Taschentuch eingehüllt, das seit dem Tage der Silberhochzeit zusammengefaltet im Kasten geruht hatte. Leicht, einem silbernen Wölkchen ähnlich, quoll das Haar der Greisin unter dem Schimmer des Goldkranzes hervor. Ihre Augen waren klar und hell und scharf geblieben, wie der fast siebzehnjährige Verstand, aber das Gesicht ihrer Jugend hatte sich immer mehr zurückgezogen, unter Falten und Fältchen.

Mit summendem, bescheidenem Lärm, aufatmend nach der ergreifenden Feier in der Kirche, welche sich unter Schluchzen und dem Dröhnen der Orgel abgepielt hatte, verbreitete sich die Gesellschaft durch die sonst so stille Wohnung, durch diese altmodischen Räume mit ihren verbrauchten Möbeln, ihren eingeseffenen Sofas, den thörichten billigen Andenken, mit ihrer freundlichen Wärme, die viele Jahre eines guten Lebens ihnen eingehaucht hatten.

In dem blüheblanken Staatszimmer, das sich gedehnt zu haben schien, war die Tafel aufgestellt. Die Kinder und Enkel des Jubelpaares hatten zu dem Feste alles hergeliehen, was der Wirtschaft von ihnen nach und nach entzogen worden war an brauchbarem Porzellan- und Glaswerk. Große Sträuße blauen Flieders prangten in den Vasen zur Erinnerung an die 50 Jahre zurückliegende Frühlingshochzeit der beiden. Durch die offenen Fenster schwebte die Luft herein, mild, weich und betäubend, auf goldenen Strahlen, auf dem Gezwitz der heimgekehrten Singvögel.

Das alte Paar saß so recht mitten im Sonnenschein, gleichsam eingehüllt in eine Atmosphäre von Liebe, erwärmt von den langen zärtlichen Blicken, welche sich auf die welken Gesichter hefteten.

Ueber ihnen hatte man die messingne Leuchterkrone angezündet. Einem Kranz von Märchenblumen gleich schwebten die roten Flammen auf den langen weißen Stengeln, unirdisch, feltam feierlich und durch die Sonnenstrahlen hindurch merkwürdige Reflexe über die vier Generationen angehörnde Versammlung streuend.

Da waren ein paar erschöpfte zitternde Mütterchen, die letzten übriggebliebenen Bekannten aus der abgeklungenen Jugendzeit des alten Paares. Sie wackelten mit den Köpfen und erschienen so klein, als seien sie schon halb in die Erde hineingesunken, welche ihrer mit dem offenen Grabe harrete.

Sodann hatten sich alle Kinder der Geseierten eingefunden, die meisten bereits selber gealtert, und von einer Schar von Nachkommen umgeben. Nur Fritz, der einzige Sohn und Spätling, der in dieser Wohnung seine Kinderschuhe vertreten hatte, war in der ganzen Pracht seiner 26 Jahre gekommen. Mathilde, des Vaters Lieblings-tochter, welche einst das erste Enkelchen gebracht, erschien besonders gerührt und vermochte keinen Blick von den Eltern zu wenden. Ihr Sohn, Emmerich, war gerade früh genug von einer Durchquerung des dunklen Erdbteils zurückgekehrt, um sein bronzebraunes Gesicht als Ueberraschung durch die Thür stecken zu können.

Und dann war da Jugend! Jugend! Ein ganzes Bouquet! Lauter kleine Enkelchen und Urenkelchen, darunter zwei pudrige Zwillingspärchen, die fortwährend prusteten vor Vergnügen über die „Dipi“ im Goldkranz und dem gleißenden Kleide, das sie nicht anlassen durften. Nach der langen Rührung in der Kirche kam das Festmahl bald in Gang. Braten und Kompott dufteten, die Weinflaschen wurden entkorkt. Bei der Jugend erkönte lautes Lachen und Geschrei. Man gab sich dort der prahlrischen Vorstellung hin, Champagner zu trinken, weil man in den Wein „singendes Wasser“ schüttete, wie die großgügige Irene das Selters zu nennen beliebte.

Das Jubelpaar genoß fast garnichts.

Die Jubelbraut winkte freundlich und mechanisch wie eine Königin, der das Grüßen schon zur Gewohnheit geworden ist, und nippte von Zeit zu Zeit an ihrem Glase mit Rotwein, der ihr eigentlich zu trinken verboten war. Sie litt nämlich seit Jahren an heimtückischen Anfällen, die ihr das Leben recht oft verbitterten, weil sie sich jeden Augenblick bereit halten mußte, zu gehen, während sie doch gern noch recht lange geblieben wäre —

Ihr ganzes verflorenes Dasein glitt an ihr vorüber, in seiner Einfachheit, mit seinen zehrenden Sorgen, seinem kärglichen Gewinn. Nur eines war heilig, erhaben und voll unvergänglicher Poesie darin gewesen: ihre Liebe zu ihrem Gatten, die keine zu ihr. Undächtig faltete sie die Hände. Ihr Herz schwoll.

Und zu ihrer großen herrlichen Erinnerung machten die kleinen Enkelkinder eine drollige Musik. Sie trugen auf dem ausgepielten Klavier harmlose Stücke vor, sie kamen in Verkleidungen angetrippelt, um Gedichte aufzusagen, Freunde hielten Reden, Fritz und Emmerich sangen frische Lieder.

Und das alte Paar dankte für alles, fand alles wunderschön und sah strahlend aus, wie vor 50 Jahren. In den Augen des Mütterchens zeigte sich ein feuchter Schimmer, keine Thränen, weil sie die schon alle fortgeweint hatte.

Der greise Bräutigam erschien etwas zerstreut, in Anspruch genommen von irgend einer Vorstellung. Er fuhr sich öfter durch das volle schneeweiße Haar —

Und in kurzen Zwischenräumen ertönte das fröhliche Durcheinandersummen der Stimmen, das Erklingen der unter Hochrufen einander berührenden Gläser.

Immer weicher und wehmütiger wurde die Stimmung der goldenen Braut. Sie griff nach der Hand ihres alten Gatten, während ein paar blondköpfe, die sie nie würde heranwachsen sehen, ihre Kniee umdrängten.

„Vaterchen!“

Er fuhr zusammen.

„Ist Dir nicht gut?“ kispelte sie ängstlich. „Du siehst so verstört aus.“

„Gut, ganz gut, Renatzen.“ Er redete sie plötzlich mit dem Namen ihrer Jugend an, den sie fast schon vergessen gehabt unter dem Mutter- und Großmutternamen.

Sie rückte ein wenig näher. „Wir haben uns doch immer alles gesagt, Friedrich —“

„Das eben ist's, Renatzen. Du mußt nämlich wissen —“ Er schluckte ein paar Mal und über sein blankes, glattes Gesicht breitete sich Mühe aus. „Du mußt nämlich wissen, einmal — 's ist freilich schon über die zwanzig Jahre her, einmal, da hab' ich Dir doch nicht alles gesagt. Hatte es selber schon fast vergessen, aber seit dem kleinen Anfallchen da drückt's mir fast das Herz ab, ich könnte ins Grab steigen und hätte ein Geheimnis vor Dir gehabt. —“

Sie richtete sich steif auf.

„Sieh mal, Alte, heut, wo sie so viel Aufhebendes von der halbhundertjährigen Liebe und Treue machen, da sig' ich wie so ein Dieb und Fälscher neben Dir, der Dinge einheimst, die ihm so recht nicht zukommen.“

Ihre Hand tastete zitternd nach dem Haar und verschob den Kranz ein wenig. Die jung gebliebenen Augen öffneten sich weit.

„Den heutigen Tag haben wir ja erlebt wie eine Gnade von oben, und so wirst Du sicherlich zum Verzeihen aufgelegt sein —“

Ihr wurde trocken im Mund. Sie beugte sich über ihr Glas und nickte mechanisch, so daß er fortfuhr: „Sieh mal, Renatzen, einmal im Leben, da bin ich Dir unreu gewesen“ — er atmete auf, erleichtert von dem Geständnis. „Ist ja alles lange her, und die Amalia heut tot —“

Ein scharfer, vibrierender Klang schnitt ihm das Wort ab. Der Arzt der Familie hatte mit dem Messer sein Glas berührt und erhob sich nun zu einer Ansprache. Es wurde still.

„Meine verehrten Herrschaften. Unser Herr Pfarrer hat vor wenigen Stunden dem herrlichen Spruch, welcher unserem allgeliebten Paare einst als führendes Wort auf den Lebensweg mitgegeben wurde, eine so tiefinnige und in die Ewigkeit hinübergreifende Ausdeutung gegeben, daß es mir fast als Vermessenheit erscheinen will, wenn ich jenen Spruch jetzt mit dem Lichte des Frideschen beleuchte. Meine Herrschaften — wie in ein offenes Buch habe ich in das Leben unseres Jubelpaares hineingeschaut —“

Der Bräutigam senkte die Augen.

[Schluß folgt.]



Ernte-Abend. Nach dem Gemälde von Ernst Henseler.

[Photographie u. Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

Lucie Rawen.

Roman von Ferd. Bruner.

[Nachdruck verboten.]

[Fortsetzung.]

Der alte Diener sah ihn mit überlegenem Lächeln an. — „Meinst vielleicht, daß ich das glaub? Ich müßt Dich nicht länger kennen! Nicht das Ehrgefühl ist's, weshalb Du so müdlich bist, sondern weil Du nicht weißt, wie Du mit Deinen Flügel auskommen wirst vor dem Herrn Untersuchungsrichter.“

Der Einarmige blickte den Alten verschmizt von der Seite an. „Ka Wört'l werd' ich's anders reden, hab' ich g'sagt, und so wird's auch sein. Daß 's Dir und manchem Anderen nicht recht wird sein, das glaub' ich schon. Aber Recht muß Recht bleiben!“

Der Diener würdigte ihn keiner Erwiderung, denn sie waren mittlerweile im Vorhause angelangt.

„Da hinein!“ sagte er und wies ihm die Thür zu dem Zimmer des Untersuchungsrichters.

Als Malcher Franz, denn doch ein wenig verschüchtert, zu zögern schien, schob er ihn mit kräftigem Rucke vor sich hinein.

„Da bring' ich, Herr Untersuchungsrichter, den verlangten Malcher Franz,“ meldete er.

„Gut, ich danke Ihnen, Sie können gehen,“ sagte der Kriminalist freundlich.

Der Diener entfernte sich.

Dr. Rosen erhob sich von seinem Sessel und unterzog den Einarmigen, der ihm nicht ins Gesicht zu schauen wagte, einer scharfen Musterung.

„Den Hut herunter!“ herrschte er ihn an.

Mit einem Rucke riß ihn Malcher herab.

„Ihr Name?“ begann dann Dr. Rosen das Verhör.

„Franz Malcher.“

„Alter?“

„Dreißig Jahre.“

„Geboren?“

„Hier im Dorfe Langberg.“

„Beschäftigung?“

„Ich mach' allweil die Botengänge für die Langberger nach Bärenstein hinein und umgekehrt.“

Die Antworten erfolgten sehr exakt.

„Sie haben im hiesigen Gasthause „Zum Krebs“ erklärt, daß Sie Genaueres über den an Herrn Rawen begangenen Mord wissen. Ist das wahr?“

Die grauen Augen des Untersuchungsrichters hafteten unablässig auf dem Gesichte des Einarmigen. Nicht die leiseste Bewegung in den Flügeln konnte ihm entgehen. Ein paarmal zwar versuchte derselbe seine Augen frech gegen den Kriminalisten zu erheben, aber die Lider senkten sich immer wieder bald.

„Mit Verlaub, Herr, das wollt ich g'rad nicht behaupten.“

„Also erzählen Sie mir ausführlich alles, was Sie wissen! Aber bleiben Sie bei der Wahrheit, denn Sie werden das, was Sie hier sagen, im Gerichtssaale wiederholen müssen, und eine schwere Strafe wartet Ihrer, wenn Sie eine falsche Aeußerung machen.“

Malcher Franz hielt den Kopf gesenkt, nur die Augenlider zuckten ein paarmal bei diesen Worten.

„Am letzten Dienstag mußt' ich Nachmittag noch amal in die Stadt nach Bärenstein hinein, weil der Mischschmied dringend Eisen gebraucht hat. Sonst verricht' ich alles Vormittags in Bärenstein. Weil mir der Schmied aber a' sonderes Trinkgeld versprochen hat, wenn ich's ihm noch Nachmittags hol', so bin ich halt noch amal hineingetrabt. 's mag so gegen halb sechs Abends g'wesen sein, als ich mich von Bärenstein mit der Eisenschien' am Rücken auf'n Nachhausweg machte. 's geht natürlich langsam mit einer solchen Last, und ich verschmaußt' da öfter am Weg. Bis zu den ersten Bäumen vom Brettgrund ging ich auf'm g'wöhnlichen Feldweg, wie man's hier Kirchweg nennt. Dort biegt' ich nachher rechts auf an Fußweg ab, der so ziemlich hinterm Busch nach Langberg hereinführt, und zwar fast bis zu dem Schmied sein Häusel. Den Weg bin ich g'gangen, weil er, wie g'sagt, kürzer is' als der Kirchweg, der durch das Dorf führt. Dort am Brettgrund seht' ich mich a' kleine Weile hinter ein G'strauch und ruh' mich aus. Da seh' ich von Bärenstein her eine G'stalt kommen, in der ich zu meinem großen Staunen den jungen gnädigen Schloßherrn erkenn'. Er ging flink und blickt' sich nach allen Seiten um. Da's so schwarz am Himmel stand, macht' ich mich bald wieder auf die Beine und sah nur, wie der junge gnädige Herr am Kirchweg in den Brettgrund hineingeht. Ich stiefel' so eilig, wie's halt mit einer Eisenschien' am Rücken geht, auf mein Fußweg am Rand des Brettgrundes weiter und werf' natürlich hier und da einen Blick in den Wald hinein. Da sah ich auch, wie von der drüberei Seite der alte Herr Rawen — Gott hab'

ihn selig — langsam hergegangen kam. 's fing an zu tröpfeln, und da dacht' ich mir noch, daß der gnädige alte Herr ganz g'hörig naß werden wird. Ich spannt' darauf meine längsten Füße ein und sah, daß ich nach Langberg kam. Wie ich schon a paar Hundert Schritt vom Brettgrund weg bin und bald bei'n ersten Häusern vom Dorf, da hört' ich so an schwachen Knall aus'm Wald. Denken hab' ich nir mehr können, denn im Augenblick fing ein Wetter an, der Herr Richter wird's ja auch wissen, wie wir schon lang' keines erlebt haben. Nasser kummt ich schon nimmer werden, als ich bis zum Schmied kam. Das hab' ich im „Krebs“ erzählt und ka Wörtel mehr. Und weil's die Bauern nicht glauben wollten, da haben 's mich beschimpft und haben g'sagt, ich soll die Flügel lassen oder sie werden mich halb derschlagen.“

In Absätzen, aber doch im Zusammenhange, erzählte dies der Einarmige mit mancher lebhaften Geste.

Der Untersuchungsrichter hö'te ihn ruhig an.

„Sie sahen also sonst niemanden und bemerkten auch nicht, daß Herr Rawen den Wald verließ?“

„Könn't's nicht sagen, daß ich sonst jemanden g'sehen, und auch den alten gnädigen Herrn hab' ich seitdem nimmer g'schaut.“

„Haben Sie an jenem Abende noch jemanden davon erzählt, daß Sie den jungen Schloßherrn im Brettgrund sahen?“

„Ich weiß's nicht g'nau, aber glaub' nicht. Denn meine nächste Sorge war, als ich dem Schmied seine Sache abgeliefert, a and'res Hemd auf meinen Rücken zu bringen, und dann war ja das Feuer am Hof. Da dacht' kein Mensch an etwas Anderes. Am anderen Morgen dann, als man's im Dorf erzählte, daß der alte gnädige Herr im Brettgrund tot aufgefunden worden sei, nachher hab' ich's freilich erzählt.“

„Waren Sie an jenem Abende aber auch nüchtern?“

Ein böser Blick zuckte in den Augen des Einarmigen. „Ich brauch' meine paar Kreuzer für mei Weib und meine Kinder, und wenn ich mir auch manchmal in der Schenke einen Bittern kauf', so bin ich nicht gleich betrunken. Und an dem Abend g'rad hab' ich ka Tröpfel über mei Zunge gebracht. Der Schmied wird's bestätigen, daß ich nüchtern war, wie a Kommunionkind.“

Der Kriminalist zuckte geringschätzend mit den Schultern. „Gut, das alles wird sich ja herausstellen. Vorderhand können Sie gehen. Halten Sie sich aber hier in der Nachbarschaft des Hofes auf, denn in einer Stunde müssen Sie wieder vor mir erscheinen.“

„Ja, das kann ich schon, wann's notwendig ist, Herr Richter,“ bemerkte der Einarmige und retirierte mit einer linksichen Verbeugung zur Thür hinaus.

Der Untersuchungsrichter war allein. Langsam durchslog er die Notizen, welche er sich über die Aussagen des Malcher gemacht. Nachdenklich zündete er sich dann eine Cigarette an.

Da klopfte es und Dr. Bollant trat herein.

„Störe ich vielleicht?“

Der Beamte verneinte.

„Nun, wenn die Frage gestattet ist, hatte die Aussage des Einarmigen irgend welchen Wert?“

„Wenn sie wahr ist, einen sehr bedeutenden. Denn sie weist mit größter Deutlichkeit auf den Sohn des Hauses als den Thäter hin.“

Dr. Rosen war sehr ernst. Das feine Lächeln, das sonst seine Flügel umspielte, war verschwunden und eine schmale Furche vertiefte die Wangen nächst den Mundwinkeln.

„Unglaublich!“

„Unglaublich, aber möglich und vielleicht wahrscheinlich,“ war die bestimmte Erwiderung auf des Arztes zweifelnde Interjektion.

Dann fuhr Dr. Rosen fort: „Ich muß zunächst die Aussagen des Franz Malcher dadurch auf ihre Glaubwürdigkeit prüfen, daß wir neuerdings eine Kommission am Thatorte, das heißt im Brettgrunde, abhalten. Herr Horwart muß an derselben teilnehmen, und bitte ich Sie, Herr Doktor, denselben in meinen Namen davon zu verständigen mit dem Bedeuten, daß wir in einer kleinen Stunde hinausfahren werden.“

Zum zweiten Male am selben Tage begab sich also die Kommission in den Brettgrund. Es waren dieselben Teilnehmer wie an der vormittägigen, mit Ausnahme des Malcher Franz. Herr von Eidentreu war im Schlosse zurückgeblieben und leistete währenddem Lucie Gesellschaft. Wie unangenehm derselben auch sonst Eidentreu war, diesmal empfand sie 'es als eine gewisse Erleichterung, daß sie nicht allein war in der bange Stunde, da die Kommission draußen weilte. Freilich konnte sie sich dem hageren bleichen Manne gegenüber auch heute nicht des Gefühls erwehren, daß sie vor ihm auf der Hut sein müsse.

Zum ersten Male hörte sie, um ihren eigenen angstvollen Gedanken zu entfliehen, seinem Gespräche aufmerksamer zu, und sie mußte sich gestehen, daß in dem Tonfalle seiner Stimme, in seiner Art, zu sprechen, etwas lag, was Sympathie erwecken konnte. Diese Illusion wurde aber sofort zerstört, als sie ihm in das Gesicht sah, das etwas von der Glätte eines Schauspielers besaß, doch nie verleugnen konnte, daß ein stürmisches Leben hinter Eichertreu lag. Dazu zuckten in den Augen hier und da Blicke auf, die ein heißes Wogen in seiner Brust verkündeten.

Als man den Wagen vor dem Portale anfahren hörte, sprang sie zum Fenster. Auf den Gesichtern der Zurückgekehrten las sie tiefen Ernst und auf Maxens lag eine dumpfe blühende Erschütterung.

Die Herren begaben sich in das provisorische Bureau des Untersuchungsrichters.

Mit einem kurzen Worte der Entschuldigung verließ Lucie den Salon und eilte hinunter. Auf halbem Wege kam ihr Dr. Bollant entgegen.

Er hielt sie an. „Gnädiges Fräulein, wohin?“

„Lassen Sie mich, Doktor.“

„Nein, Fräulein Lucie, im Augenblicke nicht. Erlauben Sie, bitte.“

Er führte sie in ein Zimmer, vor dessen Thür sie eben standen.

„Meine Missionen sind heute leider immer sehr traurige und auch meine neueste ist gleichen Charakters. Der Untersuchungsrichter wird noch heute abend Schloß Ramen verlassen und mit ihm — seien Sie gefaßt, gnädiges Fräulein — Herr Horwart.“

Mit brennenden Augen lehnte sich Lucie an einen Sessel. Eine unheimliche Ruhe war über sie gekommen. „Ich dachte es, ich mußte es ja denken,“ sagte sie tonlos.

Wie ein Schluchzen wollte es sich aus ihrem Halse ringen, aber plötzlich brach sie bestimmungslos zusammen.

Als sie erwachte, stand Dr. Bollant neben ihr.

„Fassung, Fräulein, Fassung!“ sagte er und ergriff ihre Hände. „Ich weiß nicht, ob ich es als Arzt zugeben darf, aber ich meinte, daß Ihr Körper vielleicht die Schwäche überwinden und stark genug sein wird, wenn jetzt Herr Horwart von Ihnen Abschied nehmen will.“

„Jetzt schon?“

„Es ist eine ziemlich geraume Frist vergangen, seit Sie das Bewußtsein verloren. Der Abend ist, wie Sie sehen, herein gebrochen.“ Er deutete auf die Lampen.

„Ich werde stark sein, Herr Doktor.“ Sie wollte sich aus dem Sessel erheben, aber der Arzt wehrte es ihr.

„Bleiben Sie nur, und nun ein tapferes Herz —“

Er entfernte sich.

Ein paar Sekunden später trat der junge Bildhauer ein. Wortlos eilte er auf sie zu, sank vor ihr auf die Knie und bettete sein Haupt in ihren Schoß. Eine Weile verharrte er so regungslos, ohne ein Wort zu sagen, dann richtete er seine feuchten Augen langsam zu Lucie empor.

„Siehst Du's, Schwesterlein,“ sagte er, „daß mich meine Ahnung nicht betrogen und ich schon wieder hinaus muß, fort von Dir . . . Daß doch die Thränen, Kind, sie nehmen mir die Hoffnung, die fest in meinem Herzen wurzelt, daß der furchtbare Verdacht, unter dem ich leide, sich bald auf den wahren Thäter lenken wird und ich wieder heimkehren darf, zu Dir, zu Euch.“

Sie hatte seinen Nacken umschlungen und blickte ihm weinend ins Gesicht. „Sie dürfen Dich mir nicht nehmen, nein, denn Du bist's nicht; eher gehe ich hin und sag's ihnen, daß es ein Anderer sein wird.“

Mit heißem Atem sprach sie.

„Ein Anderer?“ wiederholte Max.

„Eichertreu!“

Der junge Bildhauer sprang überrascht auf. Einen Augenblick war er bestürzt, als er aber in Lucies glühendes Gesicht sah, wurde er ernst. „Woher hast Du diesen Verdacht? Hast Du irgend einen Grund, einen solchen auszusprechen? Du siehst, Lucie, wie schwer ich leide unter diesem entsetzlichen Verhängnisse.“

Das junge Mädchen neigte seinen Mund dicht an sein Ohr und in scheuem Flüstern gestand sie ihm: „O, ich habe gar keinen Grund, gar keinen, den ich geltend machen könnte. Aber weißt Du, ich fühls an meines Herzens Schlag, an dem Zittern meiner Glieder, wenn jener Mensch in meine Nähe kommt, daß er der Mörder ist. Sonst faun ich nichts sagen, aber schwören könnte ich, daß ich ihn dafür halte.“

Wange an Wange lehnten sie aneinander. Er fühlte den schnellen starken Schlag des Pulses in ihren Schläfen.

„Dein Herz zittert zu viel um mich, Geliebte,“ sagte er zärtlich, „und darum suchst Du nach einem Anderen, auf den Du diesen schweren Verdacht wälzen könntest. Aber noch einmal, Lucie, bedenke, wie entsetzlich es wäre, wenn er wiederum einen Unschuldigen trafe!“

Lucie schüttelte ihr Haupt.

„Nun muß ich scheiden, Lucie. Fass' mich noch einmal um den Hals, so recht fest, und dann behüt Dich Gott!“

Mit heißem Angestimm umfaßte er sie und bedeckte ihr Gesicht, ihre Augen und Haare mit zärtlichen Küssen. Dann drückte er ihr noch einen Kuß auf die schmalen weißen Hände, die ihn zurückholten wollten.

„Ich muß,“ flüsterte er und eilte davon.

„Kommen Sie,“ sagte er draußen zu Dr. Bollant, der im Korridor auf- und abschrift. „Kommen Sie, Herr Doktor, sonst wird mir das Gehen zu schwer.“

Der Arzt fühlte, wie der Arm des jungen starken Mannes in dem seinen zitterte.

Max stieg rasch in den Wagen ein, auf dessen Kutschbock der treue Johann saß. Dr. Rosen nahm neben ihm Platz.

„Herr Doktor,“ wandte sich der Letztere an den Arzt, „ich bitte, dem gnädigen Fräulein meinen besten Dank übermitteln zu wollen.“

Mit scharfen Schlägen hieb der Diener auf die edlen Pferde ein, daß sie in gewaltigen Sätzen davonstürmten.

Herr von Eichertreu hatte den Salon nicht verlassen. Als er den Wagen hinausrollen hörte, trat er zum Fenster, und ein eigentümliches Rächeln glitt über sein Gesicht, als er die im Wagen Sitzenden erkannte.

In dem Zimmer über ihm lag in dem Rahmen des weitgeöffneten Fensters eine schlanke schmerzdurchbebt Mädchengestalt und sah dem Wagen nach, der in das dämmerige Dunkel der Nacht hinausrollte, mit immer mehr ersterbendem Geräusch. Nur die Laternen leuchteten wie zwei helle steis kleiner werdende Sterne. Als auch der letzte Schein derselben verblaßt war, preßte sie das brennende Gesicht in die Hände: ihr Stern war untergegangen.

[Fortsetzung folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Ein Haus in drei bis vier Tagen zu bauen — das ist, wie amerikanische Zeitungen ganz ernsthaft versichern, die neueste Erfindung von Thomas Edison. Es ist ganz einfach: er nimmt ein Gerippe aus Eisen, dessen Strebebeulen und Querlagen das Balkengerippe des zu bauenden Hauses ausmachen. Dann hat er einen neuen Cement erfunden, den gießt er um die eisernen Pfosten herum, und dieser neue Cement ist ebenso widerstandsfähig wie die härtesten Chamottesteine, wie der festeste Hausstein. Und während der Zeit, in welcher dieser neue Edison'sche Wundercement trocknet, was eben nur einige Tage dauert, setzt man in aller Gemütsruhe das Dach auf das neue Haus auf — „fertig ist die Laube“, sagt man in Berlin. Damit wäre also der bei allen Hauswirten so beliebte „Trockenwohner“ auf den Aussterbe-Stat gesetzt, Edison's Dreitage-Cement trocknet von selbst!

Ueber den Vogel mord in Australien klagt der für das Jahr 1901 herausgegebene Bericht des Australischen Museums. In Neu-Süd-Wales fallen besonders die prachtvollen Keierschwänze den Verfolgungen durch den Menschen zu Tausenden zum Opfer. Ein einziger Vogeljäger soll in einer Saison 250 Keierschwänze eingefangen haben. Der Bericht weist ferner auf den Schaden hin, der dem Vogelleben in Australien durch das Wachstum der großen Städte und die damit in Verbindung stehende Verminderung des Waldbestandes zugefügt wird. In der Umgebung von Sydney ist die Abnahme der eingeborenen Vögel schon sehr beträchtlich, sie wird aber noch übertroffen von den Verheerungen in der Umgebung von Melbourne, wo meilenweit in der Runde kaum

mehr ein Baum zu finden ist. Das ist aber nicht alles, vielmehr hat der Mensch noch durch die Einführung ausländischer Säugetiere zur Zerstörung der Vogelwelt beigetragen. Um die Kaninchenplage loszuwerden, wurden Katzen aus Europa eingeführt, die jetzt, nachdem die Kaninchen hauptsächlich aus gewissen Gebieten ausgerottet sind, mit ebensoviel Eifer die Vogeljagd betreiben, und die eingeführten Füchse berauben die Hühnerhöfe und räumen noch mehr unter den eingeborenen Vögeln auf. Die eingeführten Spatzen und Stare haben die Lage der australischen Vogelwelt auch nicht verbessert. Es wird der dringende Wunsch ausgesprochen, daß die Regierung der australischen Kolonien Maßregeln zum Vogelschutz ergreifen und dessen Notwendigkeit auch schon in den Schulen lehren lassen sollte.

✻ Unsere Bilder. ✻

Ernte Abend. Der rotglühende Sonnenball ist längst am Saume der Ebene versunken und nun bestrahlt der Mond mit seinem milden Licht das Land. Die Erntearbeiter sind in der Hitze des Tages fleißig gewesen und ziehen dem heimischen Dorfe zu. Unser stimmungsvolles Bild zeigt uns ein Schnitterpaar, das, nachdem es sein heißes Tagewerk vollendet, zu dem Kinde eilt, welches die Weiden während der Arbeit im Schatten aufgeschichteter Kornhaufen auf weiche Decken gebettet hatten. Dieses streckt der Mutter vergnügt die Arme entgegen. Es weiß wohl, jetzt gehts heimwärts. Und ein seliges Rächeln verkündet die Gesichter der Eltern.

Der Burengeneral Beyers. General Christian Friedrich Beyers, der Sieger von Nooitgedacht und Bladfontein, einer der jüngsten Generale in den republikanischen Scharen, wird zugleich als einer der befähigsten und tapfersten betrachtet und genießt das volle Vertrauen seiner Leute. Beyers ist, wie sein Name zeigt, zwar deutscher Abstammung, spricht aber nicht mehr deutsch, da schon seine Großeltern sich in Süd-Afrika niederließen. Er wurde am 23. September 1869 auf der seinen Eltern gehörigen Farm Vanhoef in der Kap-Kolonie (Stellenbosch-Distrikt) geboren, genoss seine Vorerziehung auf dem Viktoria-Kollegium des Stellenbosch und kam im Jahre 1889 als ganz junger Mann nach Transvaal, wo er zunächst in Pretoria die Rechte studierte. Nach Ablegung seiner Examina ließ er sich 1894 in Boksburg, 13 Meilen östlich von Johannesburg gelegen, als Rechtsanwalt nieder. Er war durch sein Wesen bei den Bürgern sowohl, als bei den Ausländern sehr beliebt und kurz vor dem Kriege wurde er als der Kandidat von Boksburg für den Volksraad aufgestellt.

Der Teltow-Kanal bei Berlin, mit dessen Bau begonnen wurde, wird der Schifffahrt im Havelgebiet große Vorteile bringen. Er wird einen elektrischen Schiffszug erhalten und das preussische Ministerium hat verfügt, daß die Befahrung des Kanals nur bei gleichzeitiger Benutzung der elektrischen Schlepprichtung gestattet wird. Jede andere Art der Fortbewegung von Schiffen ist ausgeschlossen. Der Kanal durchschneidet die ausgebehnte Gemarkung von Groß-Vichtersfelde und ist deshalb auch für diesen eigenartigen Vorort Berlins von großer Bedeutung. Daß es an seinen Ufern auch reizvolle landschaftliche Bilder giebt, beweist unsere Aufnahme aus der Gegend von Klein-Stienecke.

Ein eigenartiges Wasserfahrzeug, das wir den Lesern im Bilde zeigen, hat der erst sechzehnjährige Nikolaus Göbel in Mainz konstruiert, das sich durch Sicherheit auszeichnet. Das neue Fahrzeug besteht aus zwei dicht verschlossenen hohlen Blechröhren, welche durch Flacheisen zusammengehalten werden und sich aus je fünf getrennten Kammern zusammensetzen, so daß sich im Falle einer Beschädigung stets nur ein Teil der Röhre mit Wasser füllen kann. Ueber den Flacheisen ist der Sitz für die Rudernenden angebracht. Das kleine Fahrzeug fährt ruhig, sicher und schnell, schaukelt auch bei starkem Wellengange nur wenig und hat seine Verwendbarkeit schon in mancher Fahrt auf dem Rhein bewährt.

☞ Gemeinnütziges. ☞

Enge Handschuhe weiter zu machen. Man besenztet ein weißes Tuch und wickelt in dasselbe die zu engen Handschuhe ein. Nach einigen Stunden nimmt man dieselben heraus und man wird beim Anziehen finden, daß das Leder weit dehnbarer geworden ist. Um der Farbe des Leders nicht zu schaden, darf das Tuch selbstverständlich nicht zu naß sein.

Sofabezüge, wollene, zu reinigen, ohne sie herunter zu nehmen. Man bereitet eine Lösung von Salmiakgeist in warmem Wasser, ungefähr zwei Eßlöffel Salmiak auf ein Liter Wasser, fügt diesem etwas gewöhnliche Seife bei, taucht in diese Lösung eine reine Bürste und büstet nur strichweise das Sofa; zuletzt ist mit einem reinen Leinentuch gut trocken zu reiben.

Zweideutiger Bericht.

Gestern Abend setzte der Bauer Kader Zippel aus Unvorsichtigkeit sein Umwehen in Brand, das Rindvieh konnte aber gerettet werden.

Höchste Gutmütigkeit.

Frau A.: „Nanu, im Krankensette schminckst Du Dich?“

Frau B.: „Ich lege nur ein bisschen Rot auf, damit der arme Doktor Müller an etwas Erfolg seiner Kur glaubt.“

Galant.

Radler (der von einer hübschen Dame überredet wurde): „Fräulein, das ist der schönste Tag meines Lebens!“

Ein zufriedenes Gemüt.

Schreiber (dem das Tintenfaß in den Schoß fällt): „Na, die schöne Gose ist ja hin — aber es ist doch mal eine Abwechslung.“

Mißverständnis.

Kleiner Junge: „Guten Dag! Mutter schickt mir, Sie möchten mir fünf Pfund Zucker geben, und det Geld bringt sie nächste Woche mit 'ran.“

Kaufmann: „Sage nur Deiner Mutter, wir geben keinen Kredit.“

Junge: „Ach, Kredit will se ja jar nich; Zucker will se haben!“

☞ Nachtsch. ☞

1. Bilderrätsel.



2. Buchstabenrätsel.

b	b	c	c	e
e	e	e	e	g
h	h	i	i	k
l	l	l	n	o
o	p	r	r	s
t	t	u	ü	w

Die Buchstaben der nebenstehenden Figur sind so zu ordnen, daß die dadurch entstehenden Worte der wagerechten Reihen 1. einen Schmuckgegenstand, 2. einen Vertrag, 3. einen Ausdruck des Auges, 4. einen Fluß in Oberitalien, 5. einen Teil vom Ganzen, 6. eine Art Genugthuung bezeichnen, und daß die Buchstaben, welche in die besonders gekennzeichneten Felder zu stehen kommen, den Namen eines hochverdienten Mannes unseres Jahrhunderts ergeben.

3. Aufgabe.

1. Birma, Aken; 2. Bruch, Hale; 3. Kleid, Gros; 4. Leber, Reiz; 5. Laß, Daun; 6. Ciste, Hirn; 7. Ebin, Bohn.

Aus jedem der Wortpaare ist durch Umstellen der Buchstaben ein neues Wort zu bilden. Die Anfangs- und Endbuchstaben der gefundenen Worte nennen die Geburtsstätte zweier deutschen Dichter: 1. einen bekannten Badeort, 2. eine Hafenstadt in Persien, 3. eine Stadt auf Seeland, 4. einen berühmten Chemiker, 5. eine Stadt auf Neu-Seeland, 6. einen Vornamen, 7. eine süddeutsche Stadt.

4. Rätsel.

Benutzt der Kaufmann mich, muß er dafür bezahlen, Wird' ich des Kämpfers Los, wird er nicht mit mir prahlen.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Sepp liegt auf dem Bilde parallel mit dem Dache. Der Bergklotz der Semmerin bildet seinen Hutrand.
2. Nestorsulum, Emanuel, Ceres, Kresse, Maun, Remus, Salamanta, Ulme, Salmus, Nestur.
3. Nazareth — Bazaroth.

☞ Lustiges. ☞

Er kennt sie.



„Ich mußte zu Dir auf's Bureau kommen, Männchen, solche Sehnsucht hatte ich plötzlich nach Dir!“
„Hast Du die Rechnung gleich mitgebracht?“

Fürchterliche Drohung.

Direktor (einer Schmiere, während auf der Bühne eine Sterbeszene gespielt wird, in größter Aufregung): „Was hat denn der Hülpke? Warum stirbt er denn nicht? Er soll doch schon lange tot sein?“

Regisseur: „Ja, er läßt Ihnen sagen, daß er nicht eher stirbt, als bis Sie ihm seine Gage von der vorigen Woche auszahlen!“

Übertroffen.

A.: „... Meinem reichen Onkel kommt man gerade recht, wenn man ihn um eine Beistener zu einer Bade-reise oder dergleichen angeht. Er hat mir einfach geraten: ich soll nur fleißig an die frische Luft gehen!“

B.: „Das ist nicht so schlimm! Mein Onkel hat mich, als ich das gleiche Verlangen an ihn stellte, einfach an die frische Luft — gesetzt.“

Verlorene Liebesmüh.

„Na, so'n Bock, nun schreiben Elsas Eltern den Ball ab und ich habe mir meinen Bart schon gewachst.“

Zeitgemäß.

Zur Hotel. Avis für die Gäste.
Dreimal klingeln — Kellner.
Zweimal klingeln — Stubenmädchen.
Einmal klingeln — 1 Nichtspostkarte.